

gegen.entwürfe

Es gibt eine linke Tradition, aus der Analyse der ökonomischen Bedingungen und den Strategien der Herrschenden abzuleiten, was »die Klasse« zu tun habe. So was hat den Vorteil, dass solche Linken immer genau angeben können, was ihrer Ansicht nach zu tun sei – und für sich selber auch immer gleich ein bevorzugtes Plätzchen in den zukünftigen Schlachten reserviert haben. Es hat aber den Nachteil, dass ihre Traktate nur so wimmeln von Wörtern wie »sollen« – und überhaupt schlecht geschrieben und extrem unspannend zu lesen sind. Subversive Impulse »von unten« (um im Bild zu bleiben) sucht man in solchen Abhandlungen auch vergebens – zum Glück, denn reale Menschen lassen sich in einem solchen Schema nicht einfangen.

Es gibt andere linksradikale Traditionen, die wissen, dass Pläne von oben nie 1:1 aufgehen, »Prekarisierung« nicht mit Verelendung gleichzusetzen ist, die Träume der Rationalisierer nicht mit der betrieblichen Wirklichkeit usw.. Sie versuchen, die proletarischen Erfahrungen zu verstehen, machen Interviews, lassen die Leute ihr Leben, ihre Wünsche, ihre Erfahrungen erzählen...

Während der Wochen, in denen der massive Angriff zur weiteren Ausdehnung der Arbeitszeiten anlief, haben wir Leute befragt, die irgendwann entschieden haben, sich dem kapitalistischen Arbeits- und Konsumzwang nicht voll auszuliefern, sondern ihm Grenzen zu setzen. Es sind individuelle Versuche, gewiss, aber bis in die 80er Jahre hinein waren solche Verhaltensweisen Teil einer sozialen Bewegung und hatten im Gesamtproletariat das Flair derer, »die wissen, wie man's macht!«, so 'n bißchen bewundert, weil sie was »gewagt« hatten. Heute ist der Wunsch nach kürzeren Arbeitszeiten gesellschaftlich viel breiter (Teilzeitarbeit), gleichzeitig wächst der Druck »von oben« ungeheuer an, immer länger zu arbeiten. Die gewerkschaftliche Strategie, Arbeitszeitverkürzung im Deal mit Flexibilisierung einzuführen, hat sich als das offene Scheunentor erwiesen, um die Verfügung über die eigene Zeit immer mehr einzuschränken.

Wir haben Leute interviewt, die ihr Arbeitsleben bewusst anders angehen. Die sich von zwei bis drei Monaten Lohnarbeit im Jahr ernähren, die mit allerbesten Qualifikationen als Saisonarbeiter jobben, die sich in ihrem politischen und sozialen Engagement verwirklichen und keine falsche Bestätigung im »Beruf« suchen, denen die Verfügung über die eigene Zeit wichtiger ist als ein hohes Einkommen.

Wir wollten die Interview-Reihe »Proletarische Lebensentwürfe« nennen. Aber wir haben gemerkt, dass es gerade daran mangelt: an Konzepten, die man offensiv und nach außen vertreten könnte. Die beiden Älteren haben sich in ihrer Jugend bewusst nicht an Karriere orientiert, sondern das gemacht, was sie selber wollten. Mit der Zeit wurde daraus eher ein beharrliches und erfindungsreiches Sich-Durchwursteln, ein Sich-Behaupten durch die

Widrigkeiten der Umstände hindurch. Hier war ein überraschendes Ergebnis, dass sich die Schere zwischen einem qualifizierten Fabrikarbeiter und einem Jobber über die Jahrzehnte nicht geöffnet hat – noch nicht? Die Jüngeren denken gar nicht viel über »Konzepte« nach, sie sind auf vielen Gebieten engagiert und haben gar nicht die Zeit, sich einen Kopf ums Geldverdienen zu machen.

Wenig arbeiten und gut leben – wo kommt das Geld her?

In den 70er Jahren wussten viele ziemlich genau, wie sie nicht leben wollten: wie die Eltern, das Leben lang malochen, an den Betrieb gefesselt, der den gesamten Alltag bestimmt, bis man kurz nach der Verrentung zusammenbricht. Für viele, die das Gymnasium (fast oder ganz) durchlaufen hatten (damals waren das noch nicht so viele), sogar auf die Uni gingen, hieß das auch: keine Karriere machen, niemals Vorgesetzter sein, niemals andere Leute zur Arbeit antreiben. Einige entschieden sich, statt dem Professor in den Arsch zu kriechen, in den Betrieb zu gehen, wo das Leben tobt, und mit anderen ArbeiterInnen auf gleicher Ebene zusammenzuarbeiten. Es war eine Erfahrung, die ihren weiteren Lebensweg bestimmte und sie gegen Korruptionsversuche immunisierte.

Bis vor ein paar Jahren wurde noch offen diskutiert: ‚selbständig‘, kann man das überhaupt machen? ist man da nicht schon Unternehmer, auf der anderen Seite, fängt an, anders zu denken? Heute sind viele formell selbständig, in Wirklichkeit aber Proletarier, die nicht viel mehr besitzen als ihr Werkzeug oder ihren Computer und völlig abhängig von ihrem Auftraggeber sind. Trotzdem verändert sich das Denken, weil man auf einmal

Aus einem »Gespräch freier und festangestellter JournalistInnen«, Frankfurter Rundschau, 7.8.2004.

»Ich bin Mitte 40 und habe mich bisher nicht um die Riester-Rente und so einen Kram gekümmert. Was das individuelle Verhalten angeht, bewege ich mich immer noch wie ein 20-Jähriger. Ich lebe verschwenderisch, habe kein Sparbuch und erwarte kein Erbe. Alle sozialpolitische Einsicht, über die ich verfüge, hat sich in lebenspraktischer Hinsicht noch nicht geäußert.«

»Ich versuche ständig, Brücken zu schlagen, eine nach der anderen, immer wieder über den gleichen Fluss, aber ich habe das Gefühl, an keinem Ufer bleiben zu können. Das geht in meiner Generation vielen so. Die Leute fangen an zu promovieren, schulen um auf Lehramt, machen Aufbaustudiengänge oder Praktika. Wir qualifizieren uns zu Tode. Man entwickelt sich auch, aber man tritt noch mehr auf der Stelle; man ist die ganze Zeit in Bewegung, aber man kommt nicht an.«

»Ich habe keinen großen Lebensentwurf mehr, sondern denke mittlerweile extrem kurzfristig. Es überfordert mich, über den nächsten Schritt hinauszudenken, mir Gedanken zu machen, was ich in die nächste Bewerbung schreibe und wie ich den nächsten Umzug plane.«

»Ich betrachte es dagegen als Vorteil, nicht fest angestellt zu sein. Mann kann mich also auch nicht kündigen. Irgendwie hänge ich immer auch der geheimen Hoffnung an, dass die Arbeit einmal aufhört. Ich habe ein inneres Parallelleben, das sagt: Ich bin keine arbeitende Frau. Ich lebe also mehr von einer Ausstiegshoffnung als mit einer Abstiegsangst.«

anders zu rechnen beginnt, Sachen von der Steuer absetzen kann, usw. usf. Absprachen, welche Jobs man macht und welche nicht, unter welchem Lohn man keinen Auftrag annimmt, funktionieren schlecht, wenn die Auftragslage schlecht ist. Dennoch halten sich bei Jüngeren wie Älteren bestimmte Vorstellungen, was man nicht tut: als Wachmann arbeiten, zum Sklavenhändler geht man nur, wenn gar nix anderes mehr geht usw.. Die Grenze liegt ganz klar dort, wo jemand andere für sich arbeiten lässt und sich einen Teil dessen aneignet, was sie erarbeiten. Das nicht zu tun, ist heute längst nicht mehr selbstverständlich, weder in der »linken Szene« noch innerhalb der Arbeiterklasse.

Die Messebauer und die Metallbauerin versuchen, sich als Kollektive die Möglichkeit zu erhalten, wenig zu arbeiten, um die Zeit für politische und andere Projekte frei zu haben. Dazu gehört

auch, sich gegenseitig zu unterstützen, wenn mal kein Auftrag da ist, sich Fähigkeiten beizubringen und zu versuchen, mit anderen Arbeitern eine gemeinsame Basis herzustellen, damit man sich nicht kaputt konkurriert.

Heute ist die herrschende Parole: Wir sollen für das gleiche Geld länger arbeiten. Es soll wieder normal sein, jeden Tag acht oder auch zehn Stunden zu malochen. Vorbei die Träumereien über die »Zeitautonomie«: Um uns dahin zu bringen, braucht es auch Elend, braucht es die Drohung mit der Verarmung.

Aber wer gelernt hat, mit 300 Euro im Monat auszukommen oder schon einige harte Jobs hinter sich hat, und vor allem, wer gelernt hat, sich mit anderen zu organisieren: wovor soll die Angst haben? ■



»Sind Sie Kommunist?«

Geschichte eines Jobbers

Interview mit einem Mannheimer Jobber, Jahrgang 54. Der Interviewer ist genauso alt und arbeitet nach 13 Jahren Schichtarbeit in der BASF und einer Umschulung als Betriebselektriker. Aus einem Vergleich der Rentenbescheide ergibt sich, dass der Jobber in seinen Jobs immer ungefähr halb so viel verdient hat wie der Facharbeiter. Das hat sich im Großen und Ganzen seit Mitte der 70er bis etwa 2002 nicht verändert. – Beide kennen sich schon lange. Die letzten gemeinsamen Aktionen waren die Kasernenblockaden 2003.

Wie fang ich an? Zwischen Kirche und Gymnasium. 1972 innerhalb eines halben Jahrs vom Oberministrant zum Anarchisten. In den Jugendgruppen der Kirche hatten wir schon über den Vietnamkrieg referiert. Ich war Schulsprecher geworden und kam in der Schule in Kontakt mit anderen Leuten. Der Direktor war ein richtiger Reaktionär, damals gab's da ja noch alte Faschisten. Es ging um die SMV (Schülermitverwaltung), das haben wir als demokratisches Gremium der Schüler verstanden. Der Direktor hatte eine Versammlung der Klassensprecher einberufen, und ich hab davon auf den Gängen erfahren, er hatte mich nicht informiert. Ich bin halt rein und hab gestört. Am Ende hat er mir gedroht, ich soll mich entschuldigen oder ich fliege. Drei Wochen lang haben mich Mitschüler bedrängt, ich soll mich entschuldigen. Auch meine Mutter stellte mich vor die Alternative: Entschul-

digung oder Ausziehen. Also zog ich aus, mit 18, und in eine Kommune in Ludwigshafen. Ich kannte die Leute aus dem Kampf fürs Jugendzentrum (JUZ).

Dann kam der nächste Hammer: Ich war bis zum Abitur zurückgestellt vom Bund. Und meine Mutter hatte nix besseres zu tun, als anzurufen und zu melden, dass ich aus der Schule raus sei. Aus ihrem Sohn sollte wohl bei der »Wehrmacht« ein Mann gemacht werden. Ich bekam den Einberufungsbescheid und sollte in ein paar Wochen auf der Matte stehen. Das war natürlich ein Schock. Die Leute in der Kommune halfen mir, klar zu kommen. Einen Tag vor dem Termin hatte ich dann die Verhandlung wegen Kriegsdienstverweigerung vor dem Kreiswehrrersatzamt. Natürlich durchgefallen. Die erste Frage war: »Sind sie Kommunist?«

Drei Wochen nach dem Einberufungstermin bin ich dann hingegangen. Ab drei Wochen hätte das Fahnenflucht bedeutet, also fünf Jahre Knast. So rechnete ich mit »unerlaubtes Fernbleiben von der Truppe«, also zwei Jahre plus zwei Jahre für Gehorsamverweigerung. Im indischen Seidenhemd, Jeans mit Schlag, Mokassins bin ich da den Berg hinaufgelatscht.

Drei Monate hab ich gebraucht. Drei Monate Theater in der Kaserne. Neun mal war ich in der Zelle plus insgesamt fünf Wochen Einzelhaft. Wegen langer Haare, beim Essenfassen nicht in Reih und Glied angetreten. Ich hab möglichst jeden Befehl verweigert. Am Ende haben sie mich unehrenhaft entlassen. Außerdem wurde ich noch verurteilt zu neun Monaten bei fünf Jahren Bewährung und Geldstrafe. Fünf Jahre kein Schwarzfahren, kein Klauen. Klar, wegen einem Päckchen Käse geht man nicht neun Monate in den Knast. Trotzdem hatt ich mal einen Haftbefehl laufen, weil ich mit den Raten in Rückstand war. Zu der Zeit war ich mit falschen Personalien auf Demos.

Zurück in Mannheim wieder in eine Kommune. Das war 1974. Eine richtige Kommune. Keine Privatzimmer, nur Funktionszimmer. Wohnzimmer, Schlafzimmer etc. Im Prinzip keine privaten Sachen und gemeinsame Kasse. Man ist zu fünf oder so zum Arbeitsamt gegangen, Stellenvermittlung für Studenten, und hat sich Jobs angelacht für ein paar Wochen. Die Immatrikulationsbescheinigung hatte ich gefälscht.

War diese Kommune anders als eine Wohngemeinschaft, wie wir sie heute noch kennen?

Es ging uns darum, einen Gegenentwurf zur Familie zu leben. Gemeinsam leben, möglichst wenig arbeiten, Gesellschaft verändern. Es war ein Experiment, orientiert an der berühmten *Kommune 1* oder der *Kommune 2*. Ich hab in verschiedenen Kommunen und WGs gewohnt. Einmal eine große Kommune in zwei Wohnungen und immer noch Funktionsräume. Im Wohnzimmer nur ein Matratzenlager.

Nach einem kurzen Zwischenspiel mit einer WG, die aufs Dorf gegangen ist und dort völlig isoliert war, bin ich zu einer Frau in eine Zweizimmerwohnung gezogen, aber das ging auch nicht. Ich war meist in den Kommunen. Und als die Frau deshalb Theater gemacht hat, bin ich wieder ausgezogen.

In den 80ern hab ich dann allein gewohnt. Die Kommunen wurden zu Wohngemeinschaften, die Leute sind ausgezogen, haben Kleinfamilien mit Karriere gewählt. Dann wieder in 'ner WG bis 2002. Mein Problem war aber inzwischen, ich war da immer der Älteste. Und mit so jungen Leuten isses schwierig. Die haben andere Probleme und

andere Prioritäten – zahlen nicht, helfen nicht im Haushalt. Und einen Zusammenhang gemeinsamer Interessen gab's auch nicht mehr. Man kam zusammen über Wohnanzeigen, ganz anders als früher, wo es uns um das Zusammenleben gegangen war. Und nach neun Stunden Arbeit noch die Auseinandersetzung in der WG – ich hatte die Faxen dicke und bin allein gezogen.

Was war zur Zeit der Kommune politisch los?

Oh, wichtig waren die Auseinandersetzungen im JUZ; auf der einen Seite die Stalinisten um die DKP und auf der anderen Seite Leute, die von der Neuen Linken inspiriert waren. In Heidelberg war das SPK. Die Auseinandersetzungen waren hart, die DKPisten haben irgendwann gewonnen.

Fahrpreiserhöhungen in Heidelberg, sowas kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen. Es gab Rote-Punkt-Aktionen. Der KBW hat so halbgediegene Aktionen abends auf dem Berliner Platz gemacht mit symbolischen Blockaden. Andere haben versucht, richtig zu blockieren. Drei Tage und drei Nächte war Schlacht, mit Barrikaden. In der Heidelberger Altstadt hat die Polizei zum Teil wenig Möglichkeiten gehabt. Die Leute haben Ziegeln von den Dächern geschmissen, den Sperrmüll gebracht für die Blockaden. Dann haben sie mit Gas die Altstadtgassen vollgeblasen, dort hat sich das Zeug auch lange gehalten.

Später dann die Anti-Atomkraft-Bewegung, ich war zum Beispiel öfter in Wyhl.

Was für Jobs habt Ihr damals gemacht?

An einen kann ich mich noch genau erinnern: im Hafen Gewehröl abfüllen für die Bundeswehr. Eine richtige Klitsche, so groß wie zwei kleine Wohnungen. Ein Tank, kleines Band, Blecheimer, Kartons. Viel Handarbeit. Andere Jobs waren bei der Margarine-Union und in einer Nudelfabrik. Lebensmittelfabriken sind widerlich. Das war damals alles noch easy. Da wir die Sozialabgaben gespart haben, konnten wir für eine Woche Arbeit drei Wochen leben. Wir waren ja genügsam. In der Kommune gabs keinen Luxus, außer umfangreiches Kiffen. Später, gegen Ende der 70er, ging das nicht mehr, dass wir zusammen irgendwo hin gegangen sind. Es gab dann auch die ersten ABM-Maßnahmen, wo ich drin gewesen bin. Platzwart auf Fußballplätzen z.B. Das war vermittelt durchs Arbeitsamt.

Aber Du hast weiter gejobbt...

Zu der Zeit wurden die Jobs aber länger. Ein paar Wochen jobben und dann von dem Geld leben, das ging in den 80ern nicht mehr. Also richtige Arbeitsverträge und durchziehen. Zum Beispiel die Reinigungsfirma Kehl, die haben in der BASF alles

»Ich war kürzlich auf dem Arbeitsamt, um mich zu erkundigen, was passiert, wenn ich meinen Job verliere. Da stellte man mir in Aussicht, Sozialhilfe zu beantragen. Für diesen Fall müsse ich aber meine Bedürftigkeit nachweisen. Danach hatte ich das erste Mal richtig Abstiegsangst. Das steht in keinem Verhältnis zu dem, was ich anzubieten habe: ein gutes Abitur, verschiedene Fähigkeiten, zwei Berufsausbildungen, immer hart am Ball gewesen. Bedürftigkeit nachweisen passt nicht in mein Weltbild.«

gemacht. Eigentlich einer der ersten Sklavenhändler. Ich war beim Faßbau. Fässer gebaut aus Blech. Immer wieder arbeitslos. Zeitweise Tagelöhner. Damals gab's auch noch die Stellenvermittlung des Arbeitsamts im Hafen. Das sah aus wie eine ver-sifftte Bahnhofshalle. Um sechs Uhr morgens bist du angezant. Der amtliche Sklavenhändler kommt aus der Tür raus und ruft: »Sechs Mann Bau, siebe Mark die Stunn'!« Und dann hauen sich 30 Mann gegenseitig den Arm in die Rippen, und wer sich durchsetzt, hat einen Job gekriegt. Da waren Jobs dabei wie Autoscooter auf- und abbauen, Pressspanplattenfabrik, Holz ausladen mit sowas wie einem Enterhaken, Dachdeckerhelfer. Jeden Abend das Geld gekriegt, 50, 60 Mark. Keine Beiträge bezahlt für Krankenversicherung oder Rentenkasse. Teilweise hab ich parallel dazu auch Hilfe bezogen und falsche Namen angegeben.

Zwei Jahre hab ich in einer WG in Heidelberg gewohnt. Damals hab ich in Heidelberger Fabriken, unter anderem in der Eternit geschafft. Zum Beispiel hab ich Litfaßsäulen aus Asbestzement innen entgraten dürfen. Mit Melittafilter auf der Nase.

Dann kam die Zeit der ABM-Maßnahmen. 90er Jahre. Im Völkerkunde-Museum aufräumen. Der Tresor mit den Exponaten war mit Desinfektionsmitteln und Insektiziden völlig vergiftet. Daneben Auf- und Abbau etc. Normaler 40-Stunden-Job mit normalem Lohn. Dann Hausmeister-Gehilfe im Altenpflegeheim. Da wär ich gern geblieben, aber Zivis sind billiger. Meist hab ich als Staplerfahrer oder im Lager gearbeitet. Kommissionierung. Da hab ich wohl sowas wie 'ne Anlernausbildung. Aber halt nix Schriftliches. Arbeitgeber sehen nur, wie alt ich bin und die Lücken im Lebenslauf.

Du hast keinen Beruf?

Nein. Ich hab mal einen Versuch einer Umschulung zum Maschinenschlosser gemacht. Aber aus verschiedenen Gründen hab ich's damals nicht gepackt. Ich hatte zuviele Fehlzeiten und muss deshalb bis heute noch Geld ans Arbeitsamt zurückzahlen.

Beim Sozialamt war ich auch mal, ne ganze Zeit sogar. Zwei Termine verpasst und die Arbeitslosenhilfe war gestrichen. Das war ne harte Zeit. Alle zwei Wochen zu drei Amtsstellen. Zuerst Sozialamt, dort hast du den Laufzettel gekriegt, dann zur Stadt, wo die Sozialhilfeempfänger zur Arbeit eingeteilt werden, für zwei Mark die Stunde, höchstens 40 Stunden im Monat. Dann ein paar Stunden beim Arbeitsamt anstehen. Der Zettel musste abgestempelt und »Zur Zeit keine Arbeitsvermittlung möglich« ausgefüllt werden. Damit zurück zum Sozialamt. Dort hat man dann das Geld gekriegt, auch für die Sozialmaloche.

Was war so angeboten als Sozialmaloche?

U.a. im Krankenhaus als Hausmeisterhiwi. Ganzer Tag kehren, auch mal Möbel in den Stationen aufbauen. Katakomben reinigen. Nach einem Wassereinbruch (vom Neckar) war die ganze Isolierung kaputt und wir mussten in die Versorgungsschächte und die Glaswolle rausholen. Aber immerhin hab ich anschließend dort ne volle ABM- Stelle gekriegt. Als Hofkehrer.

Ende der 90er hab ich zwei Jahre in einer Jugendfreizeitstätte auf ner halben Stelle gearbeitet. Um den Job hatte ich mich zwei Jahre lang bemüht, vor allem auf dem Arbeitsamt. Ich wußte, es gibt die Stelle, aber mein Arbeitsamtberater wollte sie einfach nicht rausrücken. Dort war ich dann Mädchen für alles, Hausmeister, Bürodienst, Thekendienst. Das war mein längster Job und auch der, bei dem ich am meisten verdient habe. Ich hatte schon mal vorher aus Verlegenheit bei Sklavenhändlern gearbeitet. Aber so richtig angefangen hat das erst nach diesem Job. Ich war danach nur kurz arbeitslos, aber normale Stellen gab's nicht mehr, nur noch Leasing, Leasing. Der erste Sklavenhändler hat mich zu einem Lager im Rheinauer Hafen geschickt, Schichtarbeit. Der einfache Arbeitsweg dorthin mit den Öffentlichen Verkehrsmitteln anderthalb Stunden. Der Sklavenhändler wusste, dass ich Probleme mit dem Hinkommen hatte. Abends um zehn geht gar nichts mehr. In den ersten Tagen hat mich morgens um vier ein Vorarbeiter ein Stück mit seinem BMW mitgenommen. Ich bin ein paar Mal zu spät gekommen und dann wurde mir während der Arbeit gekündigt. Anschließend Sperrzeit beim Arbeitsamt.

Ein anderer Leasingjob war auf der Friesenheimer Insel, Elastomerbrocken aus einem großen Klumpen abreißen und in kleine Säcke verpacken. Es gab auch Jobs, die ok waren. Aber man bleibt halt nie lange irgendwo und wenn man denkt, da könnte es doch was werden, ist man wieder weg.

Relativ gut war's bei ZAB, einem gemeinnützigen Sklavenhändler. Die haben eigentlich gut bezahlt und man kam auch gut mit ihnen aus. Aber die haben damals ziemlich viele Verträge verloren.

Wie hat sich denn die Situation auf Arbeit verändert im Laufe der Jahre?

Früher war's gediegener, weniger stressig. Wahrscheinlich gab's früher im allgemeinen mehr Personal für die gleiche Arbeit. Und die Stimmung unter den Kollegen war in der Regel ganz anders. Der Umgang war freundlicher. Es war wirklich ein Umgang unter Kollegen. Heutzutage, wenn du einen entsprechenden Laden erwischst, hast du nur Ärger.

Im Verhältnis von Festeingestellten zu Leiharbeitern?

Nicht nur. Auch Leute in derselben Lage wie du schieben oft die Ellenbogen raus. Mobbingversuche und sowas, das hat sich mit den Jahren immer mehr gehäuft.

Hast Du den Eindruck, dass das daran liegt, dass immer mehr Leute tatsächlich darauf angewiesen sind, gerade den Job zu kriegen oder zu behalten?

Auf alle Fälle. Ich hab Zeiten gehabt, da hab ich immer nach Bedarf für ein paar Wochen einen Job bekommen. Ich konnte mir sie aussuchen. Davon ist heute keine Rede mehr. Wenn du heute mehr als drei Monate arbeitslos bist, hast du wirklich schlechte Karten.

Z.B. hab ich in den 70ern mal beim Benz am Band geschafft, beim Gussputz. Das war Akkordarbeit. Da haben sich die Leute gegenseitig kontrolliert, sie haben auf den Akkordzetteln nachgeschaut, ob auch keiner zuviel macht. Es gab wohl Absprachen unter den Arbeitern, wir machen 120 Prozent und nicht mehr. Wer regelmäßig Ausreißer hatte, hat Ärger gekriegt. Und Freitags nach der Mittagspause war noch Aufräumen und Schluß. Da kam kein Meister vorbei und hat Ärger gemacht. Sowas gibt es heute nicht mehr.

Und was ist mit Löhnen, bzw. mit dem was die tatsächlich wert sind?

Früher konnte ich mit weniger Arbeit zurechtkommen. Die Lebenshaltungskosten sind gestiegen, brutto zu netto wird immer schlechter. In den letzten 15 Jahren oder so sind die Löhne dagegen nicht mehr gestiegen. Die Zeiten von Arbeit wurden länger.

Aber du bist immer noch in der Szene?

In den 80ern gab's ne Phase, da hab ich mit der Szene nicht mehr viel zu tun gehabt. Alles so lau, so halb. So Sachen wie »Spurbus muss weg« oder die Parteigründung der Grünen. Da waren Nasen dabei, die hast du vorher bei Anti-AKW-Geschichten nicht groß aktiv gesehen. Ein paar Jahre lang hab ich mich zurückgehalten, versucht, mir ein kritisches Auge zu bewahren. (Im Moment geht's mir wieder ähnlich. Wenn ich mir anguck, was die Szene so treibt: gäh!)

Während meiner Zeit in Heidelberg haben wir vor allem an der Uni was gemacht. Es gab da einen linken ASTA, wir haben Flugis gemacht mit prinzipieller Kritik an den Verhältnissen. Meine MitbewohnerInnen waren alles Ex-Studenten, zum Teil noch jobbt an der Uni.

Ich wollte noch was ansprechen, was ich als 'Arbeit und Leben' notiert habe. In den Jahren, als ich in der BASF gearbeitet habe (70er und 80er), hab ich dort immer was gemacht, zum Teil allein, meist mit anderen zusammen. Das heißt, Arbeit und politische Aktivitäten haben eine Verbindung gehabt. Später hat das nachgelassen, bzw. wurde immer virtueller. Das hat natürlich was mit nachlassender Unruhe in den Betrieben zu tun.



Dass ich mit Freunden was politisch in den Betrieben gemacht hätte, das war bei mir kein einziges Mal so. In der Szene, in der ich mich bewegt habe, waren ja immer viele Studenten.

Aber es geht dabei ja auch um Themen, über die bei der Arbeit geredet wird. Oder ob man überhaupt mit den Leuten reden kann.

Da bin ich in der letzten Zeit bei den Sklavenhändlern vorsichtiger geworden. Man spricht ein Thema an und rasselt mit dem Kollegen aneinander und hat dann Schwierigkeiten bei der Zusammenarbeit. Ich kann mich deshalb zurückhalten, weil ich weiß, dass bei dem Geschwätz eh nichts rumkommt. Über den Irakkrieg hat man sich wieder unterhalten. Aber richtig Streit hat's da nicht gegeben, dafür war natürlich keiner.

War das früher anders?

Wie gesagt, »Betriebsarbeit« hab ich nie gemacht. Aber klar hab ich immer mein Maul aufgemacht. Damals beim Benz hatte ich mal ein Buch von Wilhelm Reich dabei und darüber hat man sich dann unterhalten.

Aber reden über Themen, Atomkraft, Vietnamkrieg, die RAF z.B.?

Das war wohl schon etwas anders. Zur Zeit der Lorenz-Entführung hab ich drei Wochen in einem

Schrotthandel geschafft. Die Kollegen waren erfreut darüber. Die wussten genau, dass sie das nie betreffen würde, dass es die Großkopfeten trifft. In den 80ern allerdings, als die Repression angezogen hat, das war eine ziemlich kalte Zeit. Aber das hat auch viel mit der Branche zu tun. Im Metallbereich war das Klima bei der Arbeit immer besser, wohlthuender als zum Beispiel in der Chemie. Dort hab ich mir mal die Kündigung auf dem Betriebsratsbüro abholen müssen. Oder bei der Friatek, auch Chemie. Der Meister dort hat kein einziges Mal »Guten Tag« zu mir gesagt. Ein arroganter kleiner Giftzwerger! Und in den kleinen Klitschen ist es einfach Glücksache, wie man es trifft mit den Kollegen.

Hartz IV. Wenn man über die 50 ist, fängt man ja an, sich Gedanken über »später« zu machen...

Ja, die Rente spukt jetzt auch bei mir manchmal im Kopf rum. Die Rechnung zu Hartz IV ist mir noch ein bißchen zu schwierig. Das ist mir noch nicht alles klar. Jetzt krieg ich Alhi und Wohngeld. Davon muss ich alles zahlen. Im ALG 2 ist das anders, das Wohngeld kriegt dann das Sozialamt (oder das Arbeitsamt), die zahlen dann aber Miete, Strom usw. Es kann also sein, dass das für mich Null auf Null aufgeht.

Die Stimmung bei den Arbeitslosen wird immer pampiger. Das stell ich bei den Maßnahmen fest. Bis hin zur Gewalttätigkeit. Gegenüber all jenen, die ihnen die Suppe einbrocken. Zum Beispiel gegen die Leiter bei solchen Maßnahmen.

Auch gegenüber den Mit-Arbeitslosen?

Der Job etwa der Conférenciers bei solchen Maßnahmen wird schwerer. Wie sich sowas äußert, hängt da sehr von der »sozialen Kompetenz« der TeilnehmerInnen ab. Auf jeden Fall werden die Leute giftiger. Aber eigentlich sollte Hartz IV doch vor allem den normalen Arbeitern aufstoßen, denn die haben doch oft viel zu verlieren – wenn sie mal länger als ein Jahr arbeitslos sind. Dann auf einen Schlag runter auf Sozialhilfe. Raus aus dem noch nicht ganz bezahlten Häuschen usw..

Wird Dir die Rente reichen?

Du hast ja den Bescheid gesehen, Das wird etwa das Niveau vom ALG 2. So um die 600 im Monat. Aber ich hab immerhin den Vorteil, dass ich das gewöhnt bin. Obwohl es keinen Spaß macht.

Im Rückblick: würdest Du alles noch mal so machen?

Nein. Ich bereue nichts, aber manches würde ich anders machen. In den 70ern hatte man keine längerfristigen Perspektiven oder Karrierehoffnungen. Es gab einen Aufbruch in der Gesellschaft, und es lief ja alles gut. Später die Umschulung hätte ich aber durchziehen sollen. Und in den letzten Jahren hätte ich mir rechtzeitig eine feste Stelle suchen sollen – das ist jetzt so gut wie unmöglich geworden, und ich weiß nicht, wie ich aus den Leasing-Jobs rauskommen soll. ■



»Je weniger Geld man hat, umso mehr Zeit braucht man, um sein Leben geregelt zu kriegen«

Alternatives Metallbau-Kollektiv

Wieviel arbeitest Du, was verdienst Du damit?

Ich arbeite von halb neun bis halb fünf, eigentlich haben wir Viertageweche, das machen wir zur Zeit sehr konsequent, weil wir eh kein Geld kriegen. Früher haben wir, wenn viel Arbeit war, dann auch fünf Tage gearbeitet, aber jetzt haben wir viel Arbeit und machen trotzdem Viertageweche. Wir schleppen seit Frühjahr ein totales Minus mit uns rum, den Winter über hatten wir überhaupt keine Arbeit.

Erst jetzt haben wir wieder eine große Baustelle und hoffen, dass wir nach dem Sommer aus dem großen Loch raus sind. Das ganze Frühjahr haben wir praktisch überhaupt keinen Lohn gekriegt und haben uns nur das ausgezahlt, was an Schwarzgeld da war, meistens 50 Euro die Woche. In der Zeit haben alle von Freundin und Freund gelebt, einer hat in der Zeit einen Nebenjob bei 'nem Architekten gehabt, ich hab Geld von meinen Eltern gepumpt.

Wir haben eigentlich ein Lohnsystem, das funktioniert aber seit zwei Jahren nicht mehr. Als ich angefangen habe, hat das sehr gut funktioniert, deshalb hab ich ja auch angefangen. Ich hatte das Studium abgebrochen, ein kleines Kind und eigentlich gar kein Einkommen. Ich hab bei der Firma 'n Praktikum gemacht, weil ich eigentlich was anderes studieren wollte. Dann hab festgestellt, dass es mit den Arbeitszeiten gut klappt, außerdem habe ich aufgrund des Lohnsystems als Auszubildende genauso viel gekriegt wie alle anderen, das war mehr als doppelt soviel, wie man normalerweise während der Ausbildung kriegt: ich kam auf über 900 Euro.

Du hast dort angefangen, weil Du während der Ausbildung gut Geld gekriegt hast, inzwischen klappt das mit dem Geld nicht mehr. Warum machst Du trotzdem weiter?

Ich hatte wirklich überlegt aufzuhören, es gab ja nach den Monaten ohne Lohn die große Besprechung: gehen wir bankrott oder machen wir weiter? Im Endeffekt hab ich gedacht, man kann es ja nochmal versuchen, wenn wir viel sparen und es mit weniger Leuten machen, könnten wir vielleicht schon dahin kommen, dass wir Geld kriegen. Außerdem möchte ich gerne noch ein Kind, und das geht da am besten. Denn wenn man krank geschrieben ist, kriegt man das ganze Geld von der Krankenkasse.

Außerdem kann ich mir die Arbeit so einteilen, wie ich Zeit habe, ich muss mich nur mit den anderen absprechen. Ich muss nicht Punkt sieben auf der Matte stehen. Und wir haben 40 Tage bezahlten Urlaub und Viertagewoche.

Ein weiterer Grund, warum ich erstmal bleibe ist, dass es in unserem Bereich gar keine anderen Alternativbetriebe mehr gibt.

Was bringt Dir diese spezielle Art von Kollektiv, außer dass Du Zeit für Dein Kind hast?

Wenn ich am Wochenende wegfahren will, könnte ich das direkt die Woche vorher sagen. Allerdings muss ich das im Moment noch mit meinem anderen Job zusammenkriegen, den ich machen muss, weil ich ja zu wenig Lohn kriege. Je weniger Geld man hat, umso mehr Zeit braucht man, um sein Leben geregelt zu kriegen.

Ihr seid im Moment noch sieben, alle ausgebildet, eine Meisterin, Du bist als letzte dazugekommen ... und alle verdienen das gleiche.

Ja, und wir holen halt Förderungen ran und teilen die unter uns auf, für mich gibt es grad ne Förderung für Betriebe, die nach der Ausbildung weiter beschäftigen, wir kriegen vom ersten Tag der Krankschreibung an das Geld von der Krankenkasse

(Zusatzversicherung für kleine Betriebe), das heißt, es lohnt sich immer, krank zu sein... .

Ich werde auch bestimmt mal in einem anderen Betrieb arbeiten, ich hab wirklich nicht vor, das so lange zu machen, wie die Leute, die da jetzt nach 20 Jahren aufgehört haben: total abgegessen und können nicht mehr, weil sie ihr gesamtes Privatleben in das Kollektiv gesteckt haben. Ich hab aber nur das Gefühl: jetzt aufzuhören, wäre zu früh. Ich hab schon Lust, woanders zu arbeiten, aber nicht auf dem Level! Also nicht CallCenter oder so 'n Scheiß, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen, und auch nicht so als Gesellin ohne Erfahrung, die immer nur hinterherlaufen kann.

Was macht Ihr für Arbeiten?

Serien machen wir eigentlich wenig, entweder wir haben große Baustellen, wo man vier Wochen auf derselben Baustelle ist, irgendwelche Zäune macht,



wo man 40 Meter das gleiche baut, oder es sind halt kleinere Sachen: hier 'n Fahrradständer, da ne Tür, 'n Fenstergitter oder so...

Was gefällt Dir am besten?

Mir gefällt am besten, so mittelgroße Sachen zu bauen, wenn einer kommt und hat ne Zeichnung ... heute hab ich z.B. den ganzen Tag 'n Grillrost gemacht. Die haben einen Grill, der ist zu groß, als dass sie sich einen Rost dafür kaufen könnten, ob wir das nicht machen könnten. Hab ich gesagt »okay, kostet 100 Euro«, dann such ich zusammen, was wir da so haben und dann bau ich den. Das find ich echt am allerbesten, meinetwegen kann ich den noch einbauen ... Ich hätte auch Lust, Möbel zu machen oder so. Ich denk mir in letzter Zeit auch öfter neue Sachen aus, die geben wir einer mit, die das auf dem Markt verkauft. Wir stellen so n bißchen Kleinscheiß dahin, auch damit Leute sehen, dass es uns gibt, irgendwelche Kerzenständer oder so... Ich denke, auch, dass so was gehen kann, da gibt's genügend Yuppies, die sie was kaufen, nur haben wir die nur noch nicht genügend aufgetan.

Ihr nehmt aber schon alle Aufträge an? Könnt Ihr die Preise machen?

Ja. Klar werden die Preise schlechter. Große Wohnungsbaugesellschaften zahlen für einen Meter Zaun soundsoviel und fragen dann: »Wollt Ihr's machen oder nicht?« Wir haben meistens Architekten, die mehrere Schlossereien anfragen. Es gibt welche, die nehmen ganz gerne uns, oft sind das ehemalige Hausbesetzer, die jetzt Geld haben, mit uns können sie reden, man spricht die gleiche Sprache, sie haben das Gefühl, dass man sich wirklich kümmert, sie haben keinen Ärger, dass wir nachher nicht fegen oder so ... <lacht> Wir sind da schon sehr qualitätsbewusst.

Wir sind gleich teuer wie andere Anbieter – aber wir arbeiten wahrscheinlich nicht so rationell, was bei uns einfach an den Strukturen liegt, dass nicht einer die ganze Zeit im Büro sitzt und immer nur die Anweisungen in die Werkstatt weitergibt, deshalb müssen die Informationen immer wieder ausgetauscht werden, »wie machen wir das jetzt?«,

oder einer war an dem Tag nicht da und muss nochmal alles erzählt kriegen usw. – da geht schon viel Zeit mit drauf.

Wenn Ihr ab Januar nur noch vier seid... dann seid Ihr meistens zu zweit in der Werkstatt, das ist dann ja schon anders....?

Ich mag auch echt ganz gern alleine arbeiten. Im CallCenter musst du Leute anrufen, die du nicht kennst, in Pflegeberufen musst du dich um Leute kümmern... Ich find es so einfach besser, da hat man was stehen, was man gemacht hat, der Kundenkontakt beschränkt sich aufs Bezahlen, man ist nicht dauernd mit seiner ganzen Persönlichkeit gefordert.

Ich hab so Vorstellungen, als Schmiedin in einem Freileicht-Museum, wo du deine Nägel machst, selbständig arbeitest und deine Ruhe hast... aber dafür musst du halt auch was können! Solange sich nichts Besseres bietet, mach ich halt das weiter, bis ich's richtig kann, denn ich möchte auch mal was richtig können! ■



...dass du auf irgend einer Telefonliste ziemlich weit oben stehst...

Interview mit drei Selbständigen im Messebau (alle drei getrennt tätig)

Wie seid Ihr zum Messebau gekommen? Was habt Ihr vorher gemacht?

A: Bei mir ist es die erste Arbeit, ich hab' vorher studiert, aber abgebrochen. Ich mach' das seit sechs Jahren, zunächst schwarz, seit vier Jahren offiziell »selbständig«. Ich hab' keine handwerkliche Ausbildung oder so, Fachabitur. Ich hatte 'nen Hilfsjob als Möbelschlepper, und die Firma hatte hauptsächlich auf Messen und Konferenzen die Innenausstattung gemacht. Und so sind wir da so langsam rein gekommen und haben dann gemerkt, dass wir die besseren Jobs nur bekommen, wenn wir Rechnungen schreiben können. Deswegen hab' ich mich selbstständig gemacht.

B: Ich hatte vorher Innenausbau gemacht und Gartenbau, dann war ich arbeitslos und hatte einen

Bekanntes, der im Messebau gearbeitet hat. Ich bin arbeitslos gemeldet und geh immer für 'ne Woche aus der Arbeitslosigkeit raus für »freiberufliche Tätigkeiten auf Honorarbasis«.

C: Ich hab es jahrelang geschafft, mit der Abendschule Geld zu verdienen (Bafög), seitdem das zu Ende ist, muss ich mir Arbeit suchen. Ich hab ein behindertes Kind und kann von daher und weil ich noch andere Projekte mache, gar keinen vollen Job annehmen. Von daher hab' ich dann oft gemalert oder so, im Messebau kommt halt mehr Geld rum.

Was für Arbeiten macht Ihr? Mit wie vielen Leuten arbeitet Ihr dabei zusammen?

A: Ständebau, Metallsysteme zusammenstecken ... meistens zu dritt oder viert. Wenn wir Bühnen

bauen, z.B. fürs Fernsehen, arbeiten wir mit mehreren zusammen im Schichtsystem.

B: Wir machen auch Systembau, aber mit vorgefertigten Teilen, die wir zusammenschrauben. Wir haben zwei Elektriker im Team, wir sind immer fünf, sechs Leute auf 'ner Baustelle und haben immer einen Elektriker dabei. Es gibt 'ne Messebaufirma, die schickt einen Bauleiter, der das koordiniert, der vergibt dann Aufgaben an uns, oder wir sprechen das zusammen ab mit den anderen »Selbständigenteams«, von denen auch noch immer zwei bis sechs mit vier bis acht Leuten da sind.

C: Meistens bauen wir nach Ende der Messe die Stände ab. Entweder zusammenpacken oder abreißen und in den Müll; sauber machen. Zwei bis fünf Leute, die sich kennen, ansonsten je nach Standgröße.

Wie kommt Ihr an Eure Aufträge?

B: Bei uns gibt es einen, der das koordiniert, der schon seit zwölf Jahren im Geschäft ist. Der kriegt 'ne Anfrage, macht einen Kostenvoranschlag, je nachdem kriegt er den Auftrag, er sagt dann, wie viele Leute er braucht. Und was reinkommt, wird unter allen aufgeteilt. Er selber kriegt sieben Prozent vom Gesamtvolumen für seine Kosten (Fax, Telefon, Buchhaltung ...). Das ist alles ein freundschaftliches Kumpelverhältnis. Es gibt ne feste Crew von etwa sechs Leuten, die arbeiten praktisch durch, die sind halt so angetreten, dass sie gesagt haben: wir wollen keine Hierarchie, jeder kriegt dasselbe. Dann gibt es nochmal so viele Leute wie mich, die hin und wieder arbeiten wollen. Normalerweise wird im Messebau viel mit dem Weitergeben von Aufträgen verdient: jemand hat 'nen Auftrag, gibt ihn weiter und kümmert sich um nix mehr, zwackt sich aber vom Stundenlohn zwei Euro ab. Dagegen wollen wir mit unserer Crew eine Stufe überspringen.

A: Bei uns läuft vieles über persönliche Kontakte und dass du auf irgendeiner Telefonliste ziemlich weit oben stehst, oder zumindest der, der dich dann anruft. Wenn es gut läuft, hoffst du, dass der Typ, der die Aufträge bekommt, dich beim nächsten mal wieder anruft, weil du gut gearbeitet oder einen guten Eindruck gemacht hast. Wir wollen dem, der die Aufträge verteilt, klar machen, dass wir ein »Pool« von erfahrenen Leuten sind, die alles können: Elektrik, Tischlerarbeiten, Systembau, Metallbau usw., und dass wir genügend Leute sind, um fast immer einen Auftrag anzunehmen. Wenn wir Glück haben, geraten wir an einen Typen, der genau so was sucht. Und wenn der sich selber im Geschäft halten kann, haben wir für eine Zeit was Sicheres, mit dem wir rechnen können.

C: Einer kümmert sich, besorgt Aufträge usw. und fragt dann, wer mitkommt.

Was verdient Ihr in der Stunde?

B: Wir kriegen 21,50 die Stunde plus Hotel, manchmal gibt's noch Essen und Getränke während der Arbeit. Bei Auslandsmucken wird die An- und Abreise bezahlt.

A: Wir kommen auf 19, inklusive Spesen.

C: Maximal 19 ohne Spesen.

Was für Arbeitszeiten habt Ihr?

B: Zehn Stunden am Tag.

A: Kommt auf den Bauleiter an. Wenn einer okay ist, macht er nach acht Stunden Schluss.

C: Um die zwölf Stunden. Beim Abbau soll alles schnell fertig sein, Acht- bis Zehn-Stundentag ist dort sicherlich die Ausnahme. Ich habe noch nie nie einen Achtstundentag erlebt, es sei denn, es fehlt Material und die schicken die Leute nach hause, bevor sie bezahlt rumsitzen. Gerade beim Aufbau an den letzten Tagen werden da auch schnell mal 30 Stunden draus, einfach weil irgendwann die Gäste kommen. Der Großteil der Leute arbeitet 12 bis 15 Stunden.

Wieviel arbeitet Ihr aufs Jahr gerechnet?

B: Ich verdiene zu meinem Arbeitslosengeld etwa 6000 bis 8000 Euro brutto im Jahr dazu, dafür muss ich etwa sechs bis acht Wochen arbeiten.

A: Ich hatte letztes Jahr 5000 Euro nach Abzug der Steuer. Dafür hab ich so ungefähr zwei Monate gearbeitet. Davon gehen 500 für Essen, Unterkunft und Fahrtkosten weg. 1600 für Krankenversicherung, und 440 Studiengebühr, die ich zahlen muss, um 1800 Euro Kindergeld zu bekommen. Ich hab kein eigenes Auto. Das Werkzeug, das ich für die Arbeit hab besorgen müssen, ist so ca. 500 Euro wert, aber das ist schon seit einigen Jahren in Gebrauch. Dazu kommen noch die »Einnahmen« aus dem Klauen von Kleinzeugs auf der Baustelle, ein wenig Werkzeug der Firma und Material, was uns sehr beim Ausbau des eigenen Hausprojekts hilft.

C: Kann ich nicht beantworten, da ich so selten arbeiten gehe.

Was gefällt Euch speziell an dem Job?

C: Man kann ziemlich viel Geld machen; dagegen wäre zu stellen, dass es unregelmäßig ist. Ich kann aber sagen: ich arbeite eine Woche durch und hab dann soviel Geld, wie ich in zwei, drei Monaten mit Zeitungsaustragen verdienen würde. Das kommt mir entgegen, anders könnte ich es gar nicht machen.

B: Viel Geld in kurzer Zeit. Im Ausland die Zeit zwischen der Arbeit oder nach der Arbeit als Urlaub nutzen. In Barcelona und Südfrankreich z.B. habe ich zwischen Auf- und Abbau Freunde besucht.

A: In den letzten Jahren konnte ich immer, wenn ich Geld brauchte, in absehbarer Zeit einen Job auf der Messe bekommen und in relativ kurzer Zeit viel Geld machen. Ich war immer mit Freunden oder zumindest mit Bekannten unterwegs, was es leichter macht, aufeinander einzugehen, was so Sachen wie Arbeitspensum und Aufgabenverteilung etc. leichter macht. Und es ist immer was Neues, immer was Anderes, eine Art Herausforderung, weil immer irgendwas fehlt oder falsch geliefert wurde und wir uns dann was einfallen lassen müssen.

Müsst Ihr eventuell auch sehr kurzfristig einen Job annehmen?

C: Ja!

A: Wir versuchen das durch die Struktur in unserer Gruppe abzufangen. Aber wenn du an die richtig guten Jobs rankommen willst, musst du immer gleich 'ja' sagen.

B: Ja, 'kurzfristig' wird immer vorausgesetzt, aber manchmal ist es auch besser, etwas Kurzfristiges nicht anzunehmen und denen zu zeigen, dass wir nicht auf jeden Job warten, den sie zu bieten haben.

Ihr habt neulich ein Flugzeug auf einer Messe verteilt. An welchem Punkt hat das angesetzt?

A: Gegen die abnehmenden Standards, dass man den Sprit und die Spesen nicht mehr bezahlt kriegt; gegen die verschärfte Konkurrenz, in der wir uns nur gegenseitig aufrauchen.

B: ... dass der Druck auf uns immer größer wird, weil immer mehr Leute bereit sind, auch für 16 Euro zu arbeiten, oder sogar für 12 hab ich neulich gehört. Und die Messebauunternehmen checken ab, wie weit sie runter gehen können. Wir merken dann, dass wir immer weniger Aufträge kriegen, obwohl wir dieselben Preise veranschlagen. Es gibt immer mehr Leute, die Messebau machen, viele ostdeutsche Jugendliche aus Mecklenburg-Vorpommern usw..

Mehr Angebot? oder Krise, weil die Messen kleiner und weniger werden?

B: Naja, diese Krise gab es vor zwei Jahren, inzwischen gibt es wieder mehr Messen. Ausgestellt wird wie eh und je, nur die Stände auf den Messen sind etwas abgespeckt.

A: Wir kriegen öfter Anfragen, ob wir n Job für 12 Euro machen würden. Klar versuchen die jedes Mal, den Stand so billig wie möglich zu produzieren, entweder versuchen sie es bei den Messebauern oder beim Material.

Von zwölf Euro pro Stunde kann ein Selbständiger nicht leben, oder?

C: Das ist unterschiedlich! Teilweise funktioniert es so, dass die Leute für zwölf Euro angestellt sind, nicht selbständig sind. Teilweise kriegen die Alten ihren Lohn weiter und nur die Neuen werden gedrückt. Und 18 Euro sind vielleicht für 'n normalen selbständigen Messebauer total wenig, für mich ist das aber viel Geld.

A: Wenn ich in einer normalen Mietwohnung leben würde, müsste ich wohl mehr Lohnarbeiten gehen. »Hauptberuflich« bin ich eigentlich Teil eines Wohnprojekts. Da ich in diesem Projekt mit 30 anderen Menschen lebe und relativ wenig für Miete und Nebenkosten bezahlen muss, reicht es für mich. Zum Wohnprojekt gehört auch ein Haufen unbezahlter Arbeit, das ist wohl der größte Teil an meiner Gesamtjahresarbeitszeit. Aber ich muss mir halt auch keine Sorgen um Essen und mein Zimmer machen, wenn ich mal ein oder zwei Monate kein Geld habe. Wenn auf der Messe oder im Bühnenbau inzwischen von acht Euro die Stunde geredet wird, sind das wohl Leute, die in der Stadt wohnen, wo die Baustelle ist, die kein Hotel usw. bezahlen müssen, und sie sind zeitweise fest angestellt.

Was qualifiziert Euch eigentlich für den Messebau?

C: Nichts, außer wichtig tun und Bauarbeiter spielen.

B: Teamarbeit ist ganz wichtig! Dass wir ein Team sind, das sich schon seit Jahren kennt. Wir wissen, wer was am besten kann. Du musst von allem ein bisschen können, aber nichts richtig, Tischlerei, Innenausbauarbeiten, Fußboden und Teppich verlegen, manchmal ein wenig Metallarbeiten – und der Schrauber ist ganz wichtig, alle haben auch immer die neuesten! Unsere Arbeitsgruppe hat immer gutes Werkzeug und nicht nur einen Schrauber, fünf Leute haben eine Festo-Handkreissäge mit Staubabsauger. Das haben die sich ohne Absprache so nach und nach alles angeschafft. Wenn du neu bist und meistens problemlos das Werkzeug der Leute mitbenutzt, kommst du in den Zwang, dir nach einigen Jobs etwas anzuschaffen. Das ist alles sehr teures Zeug. Ich hab fast alles aus Profi-Werkzeugläden geklaut, deswegen hab ich auch noch keine Handkreissäge mit Staubsauger, weil das zu groß ist zum Klauen.

C: Wenn ich mehr Unkosten hätte, Krankenkasse, Miete, wenn das Kindergeld nicht wäre..., würde es nicht reichen. Letztlich kommt aber nur viel Geld von viel Arbeiten und das wäre für mich nichts mehr. Vielleicht mal ein Jahr, aber es fragt eh keiner, ob du arbeiten willst. Die gut bezahlten



Jobs kriegen die, die am längsten dabei sind und »eine einfache Handynummer« haben.

Was hat sich für Euch verändert mit den Sozialstaatskürzungen?

C: Momentan nicht viel, da ich nie Sozialhilfe beantragt oder Arbeitslosengeld/-hilfe bekommen habe. Ich muss jetzt meine Krankenkasse selber zahlen, da mein Vater keine Unterstützung mehr bekommt. Somit fällt die Familienversicherung weg, weil er sich bei seiner Frau versichern lassen muss. Deshalb muss ich mich als Student versichern (50 Euro monatlich). Am Kindergeld ändert sich, soweit ich weiß, nichts.

B: Ich bekomme ja noch Arbeitslosenhilfe, aber mit Auto und Handy und Rauchen und Trinken würde es ohne Arbeit gar nicht mehr gehen, da ist noch nicht mal Miete drin, weil ich noch immer in einer besetzten Wohnung lebe. Ich könnte nicht für weniger Geld arbeiten gehen, dann müsste ich länger arbeiten und hätte keine Zeit mehr für all die anderen schönen und weniger schönen Dinge im Leben.

A: Wenn ich meine Selbständigkeit aufgäbe, hätte ich ab 1. Januar Anspruch auf ALG2. Das wäre vom Geld her vielleicht gar nicht das Problem, aber »Arbeit statt Sozialhilfe« ist bestimmt super ätzend. Also wenn die Ämter mit dem Stressmachen durchhalten, ist es keine Alternative mehr, Kohle vom Amt zu bekommen. Noch bin ich privat krankenversichert, aber wenn das Geld dafür nicht mehr reicht, betrifft mich der ganze Scheiß auch. Rente, ich hoffe bis dahin haben wir es hinter uns gebracht mit der Revo!! Ansonsten merken wir in unserem Wohnprojekt, dass der Druck zum Lohnarbeiten immer größer wird. Wir arbeiten so viel wie noch nie. Einige knien sich in ihre Lehre/Studium oder in den Job in der Hoffnung, danach einen guten Lohn zu bekommen. Wir haben es nie hinbekommen, das *zusammen* politisch zu diskutieren, und somit sind doch sehr individuelle Lösungen dabei rausgekommen. Es gibt aber immer wieder neue Versuche, und jedesmal wird ein wenig klarer, dass der Boden, auf dem die »Lebensentwürfe« fußen, doch nicht so sicher ist, wie sich das die meisten gedacht haben.

Gibt es einen wirtschaftlichen Zwang für kollektive Projekte?

C: WGs sparen Miete und Haushaltskosten einschließlich Essen. Ansonsten, würde ich behaupten, gibt es einen immer größeren Zwang, wenn die Leute älter werden und aus bestimmten Kategorien rausfallen. In erster Linie steht aber der Wunsch nach einem kollektiven Projekt, und das wird nur möglich sein, wenn man die wirtschaft-

lichen Zwänge nicht außer Acht lässt. Kommt natürlich darauf an, was man unter kollektivem Projekt versteht.

Hattest Du die Möglichkeit, ganz »normal« zu arbeiten oder »Karriere« zu machen? Oder war diese Möglichkeit sowieso versperrt? Gibt es Altersgründe für die Entscheidung?

C: Ich denke, die Chance könnte ich immer haben, aber je länger man wartet, umso mehr »Arschloch« muss man sein. Gegenüber sich oder



anderen. Anders gesagt, ich habe die Schule Mitte der 90er ohne Abschluss verlassen und bis vor zwei Jahren alles bis zum Abi nachgeholt. Ich dachte, Student sein ist günstiger als arbeiten, hatte aber auch was mit dem Bund zu tun. Soviel zur Karriere. Ich merke aber, dass ein Leben neben normalen Arbeiten immer schwieriger finanzierbar ist und eine kollektive Idee anstelle der individuellen Lösung entstehen muss.

B: Für mich war es ein wirtschaftlicher Zwang und eine persönliche Bereicherung, in einem kollektiven Projekt zu arbeiten. Wirtschaftlich, weil ich mit meinen ganzen sonstigen Projekten nicht jeden Tag acht Stunden arbeiten könnte und nur so eine Struktur diese Projekte finanzieren kann. Das heißt, ich kann Jobs absagen, ohne rauszufliegen, ich kann mit den Leuten tauschen, ich werde immer wieder berücksichtigt, auch wenn ich viel nicht angenommen habe. Persönlich war es eine Bereicherung, weil meine Fehler auf Arbeit von der Gruppe getragen wurden – auch finanziell, weil es keine fachlichen Hierarchien unter uns gibt. Ich konnte was lernen ohne finanziellen Druck, ohne Druck aus der Gruppe – ganz anders als bei der Lehre oder bei anderen Jobs, wo man den Kollegen erst mal beweisen muss, was man kann. ■



»Werkzeugmacher ist scheiße, da bist du den ganzen Tag in der Werkstatt. Mach Schlosser, da kommst du überall im Betrieb rum.«

Interview mit einem 50jährigen Saisonarbeiter

Im letzten Jahr war ich bei zwei Beerdigungen. Die erste von Willi Hoss war wunderschön – er hatte immer eine Tendenz zum Glamour, war der »Aus-senminister« der Plakat-Gruppe, während Mühl-eisen der »Arbeiter« war, der Jahre lang jeden Morgen schon um fünf in die Daimler-Gießerei in Mettingen fuhr, um zu verhindern, dass die Arbeiter die Schmelzöfen schon vor sechs Uhr anschmeißen – wo doch erst um sechs Schichtbeginn war.

Die andere Beerdigung war eher traurig, auch hier viele Leute. Alfred Hauser war ein Stuttgarter Arbeiterkind, der als Jugendlicher in die KPD eingetreten war und gleich 1933 in den Knast kam. Nach dem Krieg wurde er VVN-Vorsitzender, wo er 50 Jahre lang für die Anerkennung der NS-Zwangsarbeiter kämpfte – und um jeden Verfolgten.

Dazwischen bin ich angesiedelt.

Willi Hoss habe ich als Jugendvertreter bei einer Schulung kennengelernt, die die Plakat-Leute damals zusammen mit linken Profs organisiert hatten. Diese Verbindung von praktischer politischer Betriebsarbeit und Theoriebildung hat mich sehr beeindruckt, obwohl ich damals mit 19 herzlich wenig verstanden habe. Auf dieser Schulung habe ich einen italienischen Genossen kennengelernt, der zuerst bei Fiat gearbeitet hat, dann in Paris bei Renault-Billancourt und dann in Stuttgart beim Daimler. Das hat mich sehr beeindruckt, das wollte ich auch so machen.

Ich komme aus der Jugendzentrumsbewegung, die hatte bestimmte Grundsätze wie: alle entscheiden alles, Basisdemokratie halt. Das begleitet mich bis heute. Ich wollte nie vorne sein, nie den Vorsitz bei irgendwas übernehmen. Alle, die mit mir sozialisiert wurden, haben dieses Problem. Aus unserem Kreis damals ist nur einer heute ganz vorn auf einem Posten, wo er als BR-Vorsitzender Richtlinienkompetenz hat.

Das war im Rückblick vielleicht manchmal ein Fehler, weil man immer gegen die Vorsitzenden kämpfen muss und gleichzeitig gegen den Klassenfeind. Im politischen Reifeprozess muss man beides können: sowohl vorne hingehen als auch an der Basis bleiben. Im letzten größeren Betrieb, in dem ich war und den Vertrauenskörper mit aufgebaut habe, bin ich nicht vorne hin. Der, den sie dann gewählt haben, war schwach, dem Druck nicht gewachsen – da wäre ich besser vorne gewesen.

Meine politische Karriere begann sozusagen in der 10. Klasse Gymnasium als stellvertretender Klassensprecher, wo die Klassensprecherin wegen meinem geringen Bewusstseinsstand nicht mit mir zusammenarbeiten wollte. Später wurde ich Schulsprecher – so engagiert, dass ich durchs Abi gefallen bin. Durch den sozialdemokratischen Vertrauenslehrer erlebte ich zum ersten Mal die Sozialdemokratie in ihrer reinen demaskierten Form – das war eine wichtige Erfahrung, somit hatte ich keinerlei Illusionen mehr über die Sozialdemokratie.

Aber damals war das Jugendzentrum schon wichtiger für mich. Ich war dort der einzige Gymnasiast unter lauter Lehrlingen und Jungarbeitern. Wir waren Tag und Nacht in unserer Freizeit zusammen, zuhause war ich nur noch zum Schlafen – so war das damals. Für mich war selbstverständlich, dass ich eine Lehre machen wollte, nicht weil ich ein Konzept für politische Betriebsarbeit gehabt hätte oder von einer Partei dahin geschickt worden wäre, die waren sowieso nie meine Sache, sondern eher durch diese Kontakte. Fast hätte ich Drucker gelernt, dann kam aber noch eine Zusage von einem Metallgroßbetrieb, das fand ich dann interessanter wegen der Streiks. Mit dem ersten Lohn bin ich von zuhause ausgezogen – mit Berufsausbildungsbeihilfe und Wohngeld, Schwarzfahren und zweitem Kantinenausweis kam ich auch mit 325 Mark Lehrlingslohn über die Runden.

Sofort als die drei Monate Probezeit um waren, bin ich in die Gewerkschaft eingetreten. Mein

Mentor war bei der KPD/ML, Abiturient und vorher schon Jugendvertreter gewesen. Der hat mich angefixt. Ich hab Werkzeugmacher gelernt. Im Zug hab ich einen Gewerkschafter vom Daimler getroffen, der hat mir gesagt: »Werkzeugmacher ist scheiße, da bist du den ganzen Tag in der Werkstatt. Mach Schlosser, da kommst du überall im Betrieb rum.« Das hat mir sofort eingeleuchtet. Am nächsten Tag bin ich hin und hab unter einem Vorwand auf Schlosser gewechselt – und hab das nie bereut, denn ich bin kein Mechanikertyp, hab keine Affinität zum Ingenieurmäßigen. Ich bin eher ein sorgfältiger Arbeiter, bei mir hat immer alles aufs Hundertstel genau gestimmt. Ich hab mit Systematik wettgemacht, was mir an Eingebung gefehlt hat. Die liebste Arbeit war mir: 100 Teile alle im rechten Winkel schweißen – und die waren nachher alle im rechten Winkel.

Nach einem halben Jahr war ich Jugendvertreter, ich hab halt gut schwätzen können und konnte jeden Meister in die Tasche stecken. Die kamen damals alle aus dem Betrieb, die hatten nicht wie heute ständige Schulungen in Personalführung.

Die Crux war, dass wir damals keine älteren Genossen hatten, die mir z.B. geraten hätten: mach erst deine drei Jahre Ausbildung und dann Jugendvertreter. Wir mussten alles neu erfinden, selbst lernen. Die von der DKP waren für uns nicht akzeptabel, die haben uns bei der SPD verpiffen. Und auf der anderen Seite die ML-Radikalinskis mit ihrem Zentralismus-Modell, das ich immer abgelehnt habe. Aber viele Kollegen haben dort eine Heimat gefunden.

Der Betriebsrat, das waren sozialdemokratische »Kanalarbeiter«, die uns mit allen Mitteln bekämpft haben. Radikale Sprüche bei Kundgebungen, und auf der anderen Seite haben sie uns verraten. Bleicher z.B. hat mich immer schwer beeindruckt, sein Motto: beuge dich nie vor einem lebenden Menschen! – bis ich rausgefunden habe, dass der auf dem Marktplatz schreit »keinen Schritt zurück...« und längst unterschrieben hatte.

Wir haben einen Zweifrontenkrieg geführt: gegen die SPD im Betriebsrat – und gegen das Kapital sind wir oft gar nicht gekommen, wir haben uns vorher aufgerieben. Ich war vier Jahre Jugendvertreter... Das war meine Feuertaufe, da hab ich ein gutes Rüstzeug gekriegt – auf allen Ebenen.

Aber viele aus unserer Generation haben das auch alles mitgemacht – und sind heute z.B. Außenminister. Mit dem Rüstzeug kann man offensichtlich auch was anderes machen...

Ich habe halt nie ein Angebot gekriegt. Wenn du mal Jugendvertreter warst, kannst du eigentlich nur noch Betriebsrat werden, denn du hast nur sechs Monate nachwirkenden Kündigungsschutz – wenn du nicht großen Rückhalt in der Abteilung hast,

wirst du gekündigt. Diesen Rückhalt hatte ich nicht. An der entscheidenden Vertrauenskörpersammlung konnte ich nicht teilnehmen, weil ich krank geschrieben war. Mit einem KABDler hatte ich abgesprochen, dass der mich vorschlägt. Das hat er aber nicht getan, sondern er hat sich selbst vorgeschlagen. Damit war meine betriebspolitische Karriere in diesem Laden zuende. Ich machte meinen Zivildienst und war noch ein Jahr drin.

Dann wollte ich ins Ausland. Zuerst nach Israel mit Aktion Sühnezeichen bis ich nach einem Jahre Probleme mit dieser Organisation bekam und zurückging. Dann habe ich eine achtmonatige arbeitsamtsfinanzierte Schweißerausbildung bei der IHK gemacht, um überall im Ausland arbeiten zu können. Ich hab ein paar Monate im Anlagenbau gearbeitet und bin dann über ein Austauschprogramm nach Paris. Ich konnte kein Wort Französisch, das war hart. Nach zwei Monaten bin ich zum Chef und hab gesagt: entweder ich kriege genauso viel Lohn wie meine Kollegen oder ich gehe. Da hat er nur gesagt: dann geh! Ich hatte zu hoch gepokert. Das war scheiße, denn ich hatte noch keine Arbeitserlaubnis, konnte auch nicht zu einer Zeitarbeitsfirma gehen. Ich hab erstmal Sprachkurse gemacht und dann einen anderen Job im Kernforschungszentrum gefunden. Nach sechs Monaten bin ich durch die Sicherheitsüberprüfung geflogen. Danach habe ich als Einsteller und Schlosser gearbeitet und in einem besetzten Haus gewohnt.

1982 bin ich nach Norditalien und wurde Monteur für Lebensmittelmaschinen, vor allem für die Tomatenverarbeitung in Süditalien. Ich musste ständig nach Apulien, Kalabrien, Sizilien, bis an den Knien in Tomaten, die stinken brutal, wenn sie warm werden und faulen... Dort habe ich schafften gelernt. Ich war dort mehrere Jahre, am Ende hab ich mich mit dem Chef überworfen. Die Betriebsratsgründung, an der ich beteiligt war, hat nicht mehr geklappt. Der Unternehmer hat es sich viel Geld kosten lassen, den Service auszugründen, damit die Firma weniger als 15 Beschäftigte hat und somit kein Kündigungsschutz mehr galt. Ich hab dann am Ende noch eine relativ gute Abfindung mitgenommen und wusste schon, dass ich in Frankreich die Ausbildung zum Elektriker machen kann, um die ich mich Jahre vorher beworben hatte. Die neun Monate in einem Ausbildungszentrum für Erwachsene in der Provence waren die schönste Zeit meines Berufslebens. Obwohl ich gemerkt habe, dass mir jedes Verständnis für Elektrik fehlt...

Dann musste ich wieder heim – bei mir läuft das so im Sieben-Jahres-Rhythmus. Ich hab einen Job gefunden bei Mannesmann als Schlosser: Montage von Hydraulik-Aggregaten, Gruppenarbeit.



Aber was hast Du denn angestrebt? Wir hätten doch mit 20 nie gedacht, dass wir 50 werden und die Revolution ist noch nicht da. Und seit ein paar Jahren sind alle aus unserer Generation am Röcheln – die einen im Beruf, die anderen in ehrenamtlichen Jobs. Das hat doch sicher was damit zu tun, dass viele jetzt noch was reißen wollen. Früher hättest Du doch auf die Absicherung geschissen.

Nach fünf Jahren war dort Krise und Entlassungen angesagt, da war ich als Unverheirateter mit erst kurzer Betriebszugehörigkeit ganz oben auf der Liste. Bei Mannesmann wollte ich eigentlich nichts Betriebsratsmäßiges, bis der Chef auf der Betriebsversammlung so einen Unsinn gesagt hat, dass ich vorgegangen bin und was gesagt habe. Dann hat er sich mit mir angelegt, das war sein Fehler (oder meiner). Anschließend habe ich den Vertrauenskörper aufgebaut. Betriebsrat bin ich nicht geworden, das war vielleicht falsch.

Betriebliche Konflikte sind selten eine Frage der Inhalte, sondern meistens der Ehre. Als abhängig Beschäftigter schließt du eh einen Kompromiss. Aber irgendwann lassen sie dir einfach keine Wahl. Wenn man die Kampfergebnisse anguckt: was letztlich ökonomisch rauskommt, hat den Streik meist nicht gelohnt. Du könntest ja sagen: wenn ihr mich in Ruhe lasst, lass ich euch auch in Ruhe. Aber sie lassen einen einfach nicht in Ruhe. Du sagst gar nicht viel, nur: das kann doch so gar nicht sein – und dann flippen sie aus. Weil sie es gewöhnt sind, dass die Leute alles mitmachen.

Danach habe ich nochmal versucht, einen anderen Job zu kriegen, hab mich auch bei Daimler beworben. Aber die schwarzen Listen von damals gibt's im Großraum Stuttgart noch. Und woanders wollte ich nicht hin. Außerhalb meines Dialekts kann ich keine Betriebsarbeit machen. Das ist nicht meine Persönlichkeit, wenn ich hochdeutsch spreche.

Ich hab dann mit Gewerkschaftsstipendium studiert, unter anderem in Chicago und London, habe danach aber keinen entsprechenden Job gefunden. Wenn ich heute zurückschauen, habe ich schon das Gefühl, ich bin eine gescheiterte Existenz – im Sinn einer bürgerlichen Karriere oder z.B. im Vergleich mit anderen, die gleich angefangen haben.

Das haben wir uns nicht vorstellen können, wie das Leben mit über 30 ist. Das mit der nicht stattfindenden Revolution war doch schon nach zehn Jahren klar. Die MLer haben dann noch im Beruf was erreicht, viele sind erfolgreiche Unternehmer geworden. Unsere Kumpels machen noch in irgendwelchen Alternativbetrieben rum – nur einer hat Karriere gemacht. Aus meinem unmittelbaren Freundeskreis hat aber keiner eine J. Fischer-Karriere gemacht.

Heute bin ich mit meinen Fähigkeiten prekär beschäftigt. Hin und wieder bin ich am Überlegen, was ich die nächsten zehn Jahre tue, was aufzubauen, was bleibenden Wert hat. Auf der anderen Seite: warum soll ich 12, 14 Stunden am Tag schaffen! Da schaff' ich lieber als Saisonarbeiter, les' abends gute Bücher und mache Politik.

Wir wollten doch immer vermeiden, unsere Fähigkeiten in Lohnarbeit zu stecken. Ich will doch nicht meinen ganzen Grips in die Lohnarbeit stecken!

Den Grundsatz vom »Kampf gegen die Arbeit« habe ich nie geteilt. Ich habe immer gerne geschafft. Im ersten Halbjahr der Ausbildung habe ich viel blau gemacht. Als ich dann Jugendvertreter war, ging das nicht mehr, ich musste präsent sein, sonst hätte ich nichts mitgekriegt.

Ich hab früher schon immer versucht, meinen Fähigkeiten entsprechend einen Job zu kriegen. Ein anarchistischer Genosse von mir schaffte zum Beispiel immer als Bauhilfsarbeiter, trotz höherer Qualifikation. Der verweigert sogar das Weihnachtsgeld, weil es vom Wohlwollen des Unternehmers abhängt. Das hätte ich nie gemacht, sondern das Geld genommen und gespendet.

Heute neige ich eher dazu, prekär zu bleiben, um Zeit für politische Aktivitäten zu haben. Aber ob das so zu verwirklichen ist? ■